Für einen Pfennig Weisheit und ein Pfund Dummheit.

Einige Leute kaufen Ihre Nähmaschine bei dem Hausirer, andere durch Post-Versand-Häuser. In jedem Falle erwerben Sie teure Erfahrung, die von anderen schon mehrfach bezahlt wurde und welche gedacht haben, an den ersten Kosten Geld zu sparen, nur um auszufinden, daß Sie nur Ihren Geldeswert erhalten haben und daß die Gesamtkosten einen Standard **De Laval** Separator gekauft haben würden, mit lebenslanger Befriedigung im Gebrauch.

Ein Versuch, Reparaturen oder sachverständige Behandlung seitens eines Versandhauses oder Hausirers zu erhalten, ist eine gute Erziehung zur Weisheit, gleich einen **Neuen Verbesserten De Laval Separator** zu kaufen.

Fragt nach dem Katalog und dem Namen des nächsten Agenten.

The DeLaval Separator Co.,

Montreal Winnipeg Vancouver

Achtung, Farmer!

Bringt Eure Schweine, Kälber und Schafe zu mir. Ich bezahle Euch den richtigen Preis.

Paul Philipson,

Rosthern Meat Market.

Kaufe alle Sorten von Fellen und Häuten.

Royal Crown Seife

ist die beste für das harte Wasser dieses Landes.

Hebt die Coupons auf für wertvolle Preise.

Schreibt um unsere vollständige Prämien-Liste. Sie enthält das ganze Sortiment und ist frei.

Dies ist eine unserer Prämien:

Kinder Kaffetasse No. 913

Untertasse 4½ Zoll Durchmesser. Tasse und Untertasse sind Silber plattiert und mit Gold eingefaßt. Frei per Post für 125 Umschläge.

Royal Crown Soaps, Limited,

Premium Dept. G Winnipeg, Man.

Nur

Erfahrene Gerber machen gutes Leder.

Unser Gerbe-Prozeß ist die gute, altmodische „Zeit-Gerbung". Wir brauchen keine Säuren und nehmen unsere Zuflucht nicht zu schnellen, aber schädlichen Methoden, um gutes Leder zu erzeugen. Ein von uns gegerbtes Fell hält besser und sieht schöner aus als ein irgendwo sonst gegerbtes.

Unsere Preise sind vernünftig, und ein Versuch wird Sie davon überzeugen, daß alles, was wir sagen, der Wahrheit entspricht.

Senden Sie Ihre Arbeit an eine Saskatchewan Gerberei.

The Regina Tanning Works,

P. O. 389 Regina, Sask.

Farm und Haus.

Herbst-Pflügen.

Sobald die Ernte beendigt ist, müssen die Vorbereitungen für die Aussaat des nächsten Jahres getroffen werden. Unter dem am meisten angewandten System hier im Westen bleibt ein Drittel des Landes als Sommerbrache liegen, ein Drittel wird als Stoppelland und ein Drittel als Sommerbrache angesät. Das Stoppelland muß so früh wie nur möglich für die nächstjährige Aussaat vorbereitet werden. Es fragt sich nun, ob das Pflügen im Herbst oder im Frühjahr vorzuziehen ist.

Wenn ein großes Areal im Frühjahr besät werden soll, kann man natürlich früher im Herbst als im Frühling gepflügtes Land einsäen. In allen Gebieten aber, wo der Regenfall nur gering ist, bringt das im Herbst gepflügte Land geringere Ernten hervor, wie das im Frühjahr gepflügte. Das liegt daran, daß die ganze Frage auf die der Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit hinausläuft. Land, das im Herbst trocken ist, sich in Klumpen aufpflügt und infolge dessen nicht in bester Anbauverfassung ist, leidet sehr schnell unter der Trockenheit. Das im Frühjahr gepflügte Land ist feucht und läßt sich leicht zu einem weichen, ebenen Saatbett bearbeiten. Wenn kein Regen eintritt, leidet natürlich auch das im Frühjahr gepflügte Land bald unter der Trockenheit.

Angus Mackay von der Versuchsfarm in Indian Head sagte letztes Jahr auf der Konvention der Landwirtschaftlichen Gesellschaften in Regina: „Im Durchschnitt ergab in den letzten zehn Jahren in Saskatchewan das Pflügen im Frühjahr bessere Resultate als das Pflügen im Herbst."

In einem nassen Herbst kann man Land für Hafer pflügen, aber ja nicht für Weizen. Die beste Kultivierung im Frühling für Hafer und Gerste ist frühes Abbrennen der Stoppeln und vier Zoll tief pflügen oder „disken".

Weizen auf Stoppelland ist nicht so schwer als auf Sommerbrache, weil die Bodenfeuchtigkeit nicht groß genug ist. Um die Bodenfeuchtigkeit zu erhalten, empfiehlt Prof. Campbell, der Sachverständige in Trocken-Farmen, die Stoppel so bald wie möglich nach Entfernung der Ernte mit der Scheibenegge (Disc) zu bearbeiten. Dadurch wird die Austrocknung des Bodens, wenn das Stroh keinen Schatten mehr spenden kann, verhütet. Das Pflügen im Herbst ergiebt gute Resultate, wenn der Boden früh im September so mit der Scheibenegge bearbeitet worden ist. Das zu besäende Gebiet ist gewöhnlich so groß, daß die Farmer in der Regel einen Teil ihres Landes im Herbst zu pflügen haben.

In Saskatchewan und Süd-Alberta, wo der Regenfall nicht so groß ist als in Manitoba, ergiebt das Herbstpflügen im allgemeinen nicht so gute Resultate. Der vergangene Sommer ist ziemlich feucht gewesen und dürfte darum Herbstpflügen mehr angewandt werden und dürfte auch ziemlich gute Resultate zeitigen. Mit Ausnahme sehr trockener Distrikte wie Südwest-Saskatchewan und Süd-Alberta sollten die Farmer ziemlich viel Stoppelland pflügen, damit sie im nächsten Frühjahr ein möglichst großes Areal besäen können. Der Herbst ist allerdings bis jetzt sehr trocken, und sollte er so bleiben, so sollte man allerdings nicht allzuviel Stoppelland pflügen.

Sommerbrache sollte öfters leicht mit der Egge bearbeitet werden, um Unkräuter zu töten, die aufgesprungen sind, und um das Land in guter Anbau-Verfassung zu halten. Später im Herbst, sage Ende September, sollte man mit der Scheibenegge über das Land gehen. Wenn man das Land dann im Frühjahr mit der Egge gut bearbeitet, sollte der Boden so schön, eben und weich sein wie Gartenland. Gut bearbeitetes Land in Sommerbrache enthält genug Feuchtigkeit, um nächstes Frühjahr eine Ernte von 25 bis 30 Buschel Weizen vom Acker zu garantieren.

Und zum Schluß noch mal die Regel, daß der Boden desto bessere Ernten hervorbringt, je sorgfältiger er bearbeitet worden ist.

Gefahren, die noch zu verhüten sind.

Der Landwirtschafts-Minister in unserer Provinzial-Regierung ließ sich kürzlich in einem Gespräch über die diesjährige reiche Ernte ungefähr in folgender Weise aus:

„Während die Abschätzung von 22 Buschels Weizen und 47 Buschels Hafer per Acker eine gute Durchschnitts-Ernte bedeutet, so ist doch der Ertrag durchaus nicht staunenerregend, wenn man den Reichtum unseres Bodens und seine große Produktionskraft unter rationeller Bearbeitung in Betracht zieht. Tatsächlich sollten die Farmer der Provinz mit nicht weniger als 25 Buschels Weizen und 50 Buschels Hafer per Acker zufrieden sein. Und zwar im Durchschnitt, ein Jahr wie das andere. Erziehung zu vernünftiger Landwirtschaft, bessere Bodenbearbeitung, sorgfältige Saatauswahl, Ausrottung von Unkraut u. s. w. hat in den letzten paar Jahren schon deutlich eine Erhöhung des Durchschnittsertrags bewirkt.

So angenehm und willkommen die diesjährige ausgezeichnete Ernte ist, müssen wir doch gewisse Sicherheitsmaßnahmen anwenden, um Verluste, die leicht entstehen können, zu verhüten. Ich denke hierbei an die ungeheure Menge leicht brennbaren Materials in Gestalt des vielen hohen, trocknen Grases und der riesigen Stoppelfelder, die den großen, vernichtenden Präriefeuern so leicht Nahrung geben. Der große Graswuchs dieses Jahres und die dichten Stoppeln sind Oel für die Flammen und wer die Farmer sich nicht durch gute Feuerbrüche schützen, ehe die Präriefeuer-Saison beginnt, können sie leicht noch schwere Verluste erleiden. Wenn man bedenkt, daß dieses Jahr hunderte von neuen Dreschmaschinen in die Provinz gebracht worden sind, von welchen viele von Leuten bedient werden mögen, die mit unseren Prärie-Verhältnissen und den Gefahren der Präriefeuer unbekannt sind, ist Vorsicht, doppelte Vorsicht für alle Beteiligten durchaus notwendig.

Auch sollten unsere Farmer, solange es Zeit ist, sich mit genügendem Brennmaterial für den Winter versehen. Unsere Leute hier im Westen haben die Feuerungsnot vor einigen Jahren so schnell vergessen, daß es wohl angebracht ist, sie daran zu erinnern und zur Vorsorge zu mahnen. Wenn der kommende Winter ein strenger werden sollte, so weisen alle Umstände auf eine Wiederholung der Kohlennot vor drei Jahren hin.

Wir sollten noch eine andere Lektion von der Vergangenheit lernen, nämlich: wie wir unsere reiche Ernte am besten verwenden. Wir dürfen uns nicht von einer Spekulationswoge fortreißen lassen, sondern sollten den Erlös aus unserem Getreide zur Begleichung unserer Verbindlichkeiten und Schulden verwenden. Wir sollten ihn zum Aufbau guter solider Häuser, zur Verbesserung unserer Farmen verwenden.

Einhundert Millionen Buschels Hafer und 85 Millionen Buschels Weizen, durchgehend von sehr guter Qualität, dazu noch Gerste und Flachs, die immer mehr angebaut werden, können wohl ein Volk freudig und optimistisch machen. Aber laßt uns nüchtern, standhaft und fleißig bleiben im festen Bewußtsein, daß materielle Wohlfahrt am sichersten durch ehrliche und intelligente Arbeit erzielt wird und daß der rechte Gebrauch der materiellen Güter ein wichtiger Faktor ist in der Gestaltung des Volkscharakters und im Aufbau einer großen Provinz."

Preisgekrönte Gesundheitsregeln.

Eine amerikanische Zeitschrift veröffentlicht eine Auswahl hygienischer Vorschläge, die in einem Preisausschreiben als die besten anerkannt wurden. Den ersten Preis erhielten folgende, in knapper Form gefaßten „Zehn Gebote":

1. Lasse dich nur von gesunden, frohen Gedanken beherrschen.
2. Atme tief und stets durch die Nase.
3. Trinke zwischen den Mahlzeiten reichlich Wasser und bade häufig.
4. Iß mäßig und kaue gründlich.
5. Arbeite tüchtig und lebe nicht über deine Verhältnisse.
6. Halte jeden Nachmittag geistig und körperlich eine Stunde Siesta.
7. Sei möglichst viel mit kerngesunden, vernünftig denkenden Menschen zusammen.
8. Studiere das Gesetz des Denkens und handle danach.
9. Schlafe in einem kühlen, gut gelüfteten, peinlich sauber gehaltenen Raum und nur mit seltenen Ausnahmen weniger als acht Stunden.
10. Mache es dir zum Grundsatz, dich über nichts zu ärgern und aufzuregen.

Deutsches Leben an der Wolga.

Eine anschauliche Schilderung von diesem Leben giebt Ferdinand Mühlbaum im „Daheim."

Fern von ihrer Heimat, von einer großen slawischen Welt getrennt, leben die Deutschen und bilden ein kleines Reich für sich, ein Büschelchen Gras, das von einem fremden Samen aufgegangen ist.

„Sie haben schon längst ihre Bedeutung als Pioniere verloren und leben nun wie ein Fremdkörper unter den Russen. Mit allen Mitteln suchen sie diese Leute an sich zu ziehen und in sich aufzulösen, aber es hilft nichts. Wie ein fernes Getöse geht das slawische Leben an ihnen vorüber, sie begreifen es nicht, sie reden eine andere Sprache. Aber der Boden und die Luft haben allmählich eingewirkt und manchem ihrer Gesichtszüge ein slawisches Gepräge gegeben.

Man muß viele russische Städte und Dörfer durchwandern, bevor man zu dem Flusse kommt, der der größte und wunderlichste von allen ist und an dem die 650,000 Deutschen leben, für die man sich jetzt in Deutschland zu interessieren beginnt. Zu beiden Seiten der Wolga haben sie sich niedergelassen, ziemlich dicht beieinander, so daß man, wenn man die Stadt Saratow zum Mittelpunkt wählt, eine horizontal liegende Ellipse um sie beschreiben kann. Ganz besonders ist das auf der rechten Seite der Wolga der Fall, wo man ganze Tage lang reisen kann, ohne durch ein einziges russisches Dorf zu kommen.

Einerlei, wie sie sich den Eigentümlichkeiten des russischen Bodens angepaßt haben, sie leben dort in schönen großen Dörfern, sei es in der weiten Ebene auf der Wiesenseite oder zwischen den malerischen Hügeln der Bergseite des großen Stromes.

Die Wiesenseiter sind alle Ackerbauern und haben oft den Segen der Erde genossen. Das hat sie so stolz gemacht, so daß sie mit Verachtung über die Bergseiter hinwegsehen, trotzdem diese einen höheren Standpunkt einnehmen. Sie säen hauptsächlich Weizen, aber es gab auch eine Zeit, wo sie viel mit Tabak verdienten. Bis zur Kolonie Katherinenstadt entfernen sich die Ansiedlungen nie weit vom Wolga-Ufer. Dann aber geht es ins Land, in die weite Steppe hinein. Oberhalb Katherinenstadt, die sich durch ihre stattlichen Kornspeicher auszeichnet und an der alle Wolgadampfer anlegen, beschäftigen sich die Kolonisten noch mit Strohflechterei, zum Teil auch mit Fischfang.

Bald hinter Katherinenstadt beginnt schon die Steppe. Die Kolonisten, Katholiken und Protestanten, leben nur vom Ackerbau. Die Siedlungen liegen möglichst an einem Flusse mit steil herabfallenden Ufern, daß es oft aussieht, als wäre durch ein Erdbeben ein Riß in der Steppe entstanden. Aber trotzdem ist der Wassermangel sehr groß. Denn nur im Frühling, wenn sie aufspringen, jagen die Flüsse schäumend hinaus in die Steppe und überfluten die Ufer. Aber dann legen sie sich tief in ihr Bett oder kehren ganz zurück zu der Wolga. Es giebt auch Brunnen, aber weiter in der Steppe werden auch sie durch den salpeterhaltigen Boden ungenießbar, und da bleibt denn allein das Regenwasser, das nicht allzu reichlich vorhanden ist. Südlich in der Steppe beschäftigen sich die Kolonisten auch mit Obstbau. Trotzdem sie gegen jede Neuerung sind, haben sie sich doch bewegen lassen, künstliche Dämme — Haidämme — aufzuführen und den Gartenbau zu betreiben.

Hier in der Steppe ist das Leben der Kolonisten einfach. Im Frühling bestellen sie ihre Felder, dann machen sie Mistholz, und ist dies geschehen, so ziehen sie den Sonntagsrock an und sitzen „dischkurierend" vor ihren Häusern auf den langen Bänken oder machen Nachmittagsbesuche. Und allmählich sorgt der Herrgott fürs Brot, die Ernte wird reif, und bevor ein paar Monate um sind, können sie schon mähen. Dann giebt es wieder Arbeit. Aber es sitzt sich ganz schön vor den Häusern oder am Rande der Steppe, wenn die Sonne mit lieblichem Wasser den Horizont überzieht oder bald diesen oder jenen Gegenstand hinstellt, der nie existiert. Und dann in der Steppe: kein Baum, kein Strauch, alles ist Weg, alles ist Steppe. Man fährt, wie man will, bald so, bald so. Ziselmäuse sitzen vor ihren Löchern, schwarze Lerchen picken am Wege oder es fliegen Saatkrähen auf, oder Adler und Habichte ziehen langsam ihre Kreise. Und so weit man blicken kann, nichts als grüne Weizenfelder.

Durchschnittlich ist die Armut in den Kolonien recht groß. Was ihnen die Steppe schenkt, das haben sie. Arbeit giebt es wenig. Aber wenn das Korn gedeiht, dann sind sie reich — und haben alle Mißernten vergessen. Je weiter jedoch die Kolonien von dem segensreichen Strom liegen, desto öfter wiederholen sich die Mißernten — leider von Jahr zu Jahr!

Man hat viel darüber nachgedacht, wie man den deutschen Kolonien an der Wolga helfen soll. Es wurden sogar Stimmen laut, die behaupteten, daß sie unbedingt dem Russentum verfallen wären — man wollte sie wieder dem Deutschtum zuführen, sie stärken. Und gewiß, es giebt eine Möglichkeit, die Kolonien in ein besseres Fahrwasser zu bringen. Das ist eine normale Abwanderung nach Deutschland und Einführung von Privateigentum. Die Familien hocken jetzt solange wie möglich beieinander und lassen sich vom Großvater oder Vater ernähren. Einer schiebt die Arbeit auf den anderen, denn keiner will für den anderen schaffen. Man hat auch an Ort und Stelle eingesehen, daß das Land (bei dieser Kultur) nicht so viele Menschen trägt, und führt nun den Ueberschuß nach Sibirien ab. Das ist die große Müllgrube der Völker, dort giebt es noch Land, wo man sich dehnen und ausstrecken kann — aber wozu und zu welchem Ende? Wenn es möglich wäre, mit den Kolonisten die deutschen Ostmarken zu besiedeln oder sie, regelmäßig zur Sommerarbeit heranzuziehen, vielleicht würde da ein Funken Unternehmungsgeist und etwas Regsamkeit in ihre erstarrten Anschauungen fallen."

Todesritt.

Von Max Du Jarrys Freiherr von La Roche.

Ein hochvornehm ausgestatteter Raum, in dem wirres Durcheinander herrscht.

Zwei schief aufgesteckte, verschieden lange Wachskerzen erhellen nur mäßig den weiten Saal; besser geschieht dieses durch einen auf dem persischen Teppich liegenden Tannenstamm, dessen Zapfende in den Marmorkamin hineinragt und dort in heller Gluth lodert.

Funken sprühen und fallen; sie versengen die kostbaren Stoffe des Hausraths.

Am Feuer hockt ein Soldat, der von Zeit zu Zeit den Baum weiter in die Flammen vorschiebt; will das Holz nicht gut brennen, so hilft er mit einem abgebrochenen vergoldeten Stuhlbein nach.

Auf dem Sopha liegen Schläfer; es sind Offiziere, gestiefelt und gespornt.

Pferdegetrappel ist öfter zu vernehmen. Eben schlägt die Bronzependule elf Uhr.

Die Thüre eines Nebenzimmers wird aufgerissen; ein höherer Offizier, der eine Generalstabskarte lose in der linken Hand hält, tritt ein. Es ist der Chef des Stabes; keine Spur von Müdigkeit ist an ihm zu entdecken.

Einer der ruhenden Offiziere erwacht, erhebt sich rasch und verneigt sich achtungsvoll vor seinem Vorgesetzten.

„Schön, lieber M., daß Sie bei der Hand sind! Sie müssen sofort reiten."

„Eckert, satteln! — den Said, die Lise ist zu laut."

Der Soldat erhob sich, machte ein klägliches Gesicht und ging.

Leiser sprach der Chef: „Der Gegner hat sich inzwischen uns und unsere zweite Armee geschoben; die Meldungen bestätigen es übereinstimmend. General W. muß unter allen Umständen schon morgen mit uns gemeinsame Sache machen. Mit Gewalt ist nicht durchzukommen; einem einzelnen Reiter kann es gelingen."

„Ich soll es versuchen?"

„Nein, nicht versuchen! Sie müssen es ausführen, denn das Schicksal der ganzen Armee hängt davon ab."

„Zu Befehl, Herr Oberst! Darf ich gehorsamst bitten, mir das diktiren zu wollen, was ich zu melden habe; es kommt wohl auf den Wortlaut an." Er hatte seine Brieftasche hervorgeholt und hielt den Stift in der Hand.

„Geht nicht."

„Herr Oberst, die große Verantwortung —"

„Tragen Sie natürlich."

Der Adjutant steckte die Brieftasche wieder ein.

„Was ich Ihnen sage, ist strengstes Geheimniß; niemand darf eingeweiht werden, sonst wird aller Erfolg aufs Spiel gesetzt. Also merken Sie genau!"

Im Flüsterton gab der Chef seine Weisung, dabei mit dem Zeigefinger auf die vom Kaminfeuer hell beleuchtete Karte deutend und die Kriegslage erläuternd.

„Haben Sie noch eine Frage zu thun, lieber M.?"

„Nein, Herr Oberst!"

„Halt! Keinerlei Papiere, die etwa dem Feinde von Nutzen sein könnten, dürfen Sie bei sich tragen — für alle Fälle."

„Sehr wohl!"

„Und nun sehen Sie sich vor dem Wegreiten die Karte noch einmal genau an, denn draußen ist es stockfinster, und die höchste Eile ist geboten!"

Dann schüttelte der Oberst dem Hauptmann freundschaftlich die Hand und sagte: „Reiten Sie mit Gott!" Er ging in sein Zimmer zurück.

Der Adjutant holte aus der Brust- und Kartentasche verschiedene Papiere hervor, wickelte sie in einen Umschlag, trat zu einem der Ruhenden und sagte: „Fritz!"

„Ich habe alles gehört und gesehen. Gib her, ich verwahre es dir!" antwortete der Angerufene. „Leb wohl, alter Freund! — weißt du, um deinen Auftrag beneide ich dich — nicht!"

„Ich mich eigentlich auch nicht." Er war ans Licht getreten und besah die Karte aufmerksam; dann öffnete er einen Fensterflügel und spähte in die Nacht hinaus. „Wahrhaftig! mein Pferd wird schon vorgeführt. Auf Wiedersehen!" Er eilte fort.

Bald ertönte Hufschlag; dann wurde es still.

Das Schloß im Park lag schon weit hinter dem Reiter; der letzte Lichtschimmer der erleuchteten Fenster war verschwunden.

Nun passirte der Offizier ein Gehöft. Jetzt konnte er seitwärts des Weges die dunklen Umrisse lagernder Truppen erkennen. Auf dem weichen Wege griff der Wallach in schlankem Trabe brav aus. Schweres Novembergewölk bedeckte den Himmel; leiser Wind strich von rechts. Es war recht kühl.

Tiefe Finsterniß herrschte; man konnte nicht auf drei Schritte sehen. Mit langen Zügeln überließ sich der Reiter der sicheren Führung seines Pferdes. Rasch flogen Roß und Reiter dahin.

Ab und zu wurde das Gewölk lichter; so ging es durch einen Wald, zum Glück auf grader Bahn.

Zwölf Kilometer sind zurückgelegt, also ein Viertel des Weges überlegte der Offizier. Jetzt Vorsicht!

Aus der Ferne erklang Geräusch. An der Einmündung des Pfades in eine Landstraße hielt er an und horchte.

Hufschlag auf hartem Wege war zu vernehmen; sechs bis zehn Pferde mochten es sein.

Ohne Zögern lenkte der Adjutant sein Thier von der Straße; es verlor sofort den Boden unter den Füßen, sprang aber sicher ab, wohl auf eine tiefer liegende Wiese. Gebüsch war in der Nähe.

Bald trabten, von der feindlichen Seite kommend, Reiter vorüber, aus rasch gesprochen einzelnen Worten, war sicher zu entnehmen, daß es Feinde seien.

Der Wallach stand wie eine Mauer.

Das letzte Geräusch ist verhallt. Der Offizier setzt seinen Weg in schneller Gangart fort, denn der Zeitverlust muß eingeholt werden.

Rechts und links vorwärts erscheint der Horizont leicht röthlich gefärbt. Es ist der Widerschein feindlicher Biwakfeuer.

Da — plötzlich will das Pferd im Laufe anhalten; es bricht vorn zusammen und stürzt kopfüber in eine Vertiefung, den Reiter unter sich begrabend.

Die Straße war mittelst eines drei Meter tiefen, mit senkrechten Rändern versehenen Grabens quer durchstochen. Bei der großen Dunkelheit war das niederträchtige Hinderniß erst zu sehen gewesen, als es zu spät war. Das schwerverletzte Roß stöhnte laut.

Die scharfen Ecken des Grabens schützten den fast Begrabenen vor der Gefahr des Erdrücktwerdens. Mühsam arbeitete sich der Offizier unter dem Pferde hervor und vermochte seitlich aus dem Graben zu klettern. Er fühlte nur Schmerzen in der Rippengegend, schien aber unverletzt zu sein. Das Thier war verloren.

Aus der Ferne ertönte Stimmengewirr; der Vorfall war bei der nächtlichen Stille wohl gehört worden. — Die Wolken hatten sich etwas getheilt, es wurde heller.

Jetzt galoppirte ein Reiter heran; am Graben hielt er und spähte hinab.

„Vorwärts, hierher!" rief er seinen Leuten zu, die im Laufschritt heraneilten.

In diesem Augenblick wurde der linke Fuß des feindlichen Reiters von nervigen Fäusten aus dem Bügel gerissen, er selbst aber unmittelbar darauf aus dem Sattel geschleudert, so daß er an der rechten Seite seines Pferdes herunterglitt und niederstürzte.

Aber während der behende Hauptmann die Zügel des stutzenden Thieres ergriff, erhob der am Boden Liegende seinen Revolver und — lautlos ließ er ihn sinken, ächzend sank der Körper zurück. Die Klinge des Hauptmanns war ihm durch die Kehle gedrungen.

Eine Minute später jagte an den herbeikommenden Infanteristen ein Reiter vorüber, der ihnen zurief, sich zu beeilen. Angethan mit dem Mantel und der Kopfbedeckung des getödteten Gegners, gelang es dem Verwegenen, der die Sprache des Feindes vollkommen beherrschte, beim ersten Tagesgrauen unangefochten durch die feindlichen Linien zu jagen und dann, die Richtung etwas ändernd, abermals feindliche Vorposten zu passiren, nun aber von hinten nach vorn.

Er hatte aber doch endlich Verdacht erregt; man setzte ihn nach. Konnte sich das erbeutete Pferd auch nicht mit dem armen Said messen, so war es doch immerhin ein etwas frischeres Thier.

Umsichtig verließ er die Straße; bei jedem Hinderniß lichtete sich die Schar der Verfolger. Wenige nur blieben ihm hart auf den Fersen. Man näherte sich dem Ziel.

Ein Rennen auf Tod und Leben begann.

Der kühne Reiter beurtheilte die Gegend so richtig, als ob er sich auf wohlbekannten Gebiet bewege. Dort, an jener Geländewelle, mußte er wohl auf die Vorposten der zweiten Armee stoßen.

Die zu enge Kopfbedeckung war ihm längst entfallen, den Mantel abzuwerfen gelang ihm nicht. Drei seiner Gegner hatten ihn fast erreicht; zwei davon ritten ihm nahezu Seite an Seite.

Mit der Klinge hieb er auf die Flanken des keuchenden Rappen. Brüllend drängten die anderen heran.

Drüben war man aufmerksam geworden; man hielt die Daherstürmenden für tollkühne Kundschafter.

Eben erhielt der Hauptmann einen Säbelhieb von links, der flatternde Mantel machte den Streich unwirksam.

Da krachte aus einer unfernen Hede eine Gewehrsalve. Drei Pferde stürzten mit ihren Reitern; der Hauptmann blieb aufrecht.

Laut rufend gab er sich zu erkennen; dann bezeichnete ihm der herbeieilende Feldwachtkommandeur die einzuschlagende Richtung. In mäßiger Gangart nahte er sich dem Ort.

Vor einer Gruppe von Offizieren sank er keuchend vom Pferd, gehalten von hilfsbereiten Armen.

Man flößte ihm rasch Stärkung ein; dann berichtete er stockend, mit leiser Stimme, aber klar. Nur der General hörte es; die anderen waren zurückgetreten.

Mühsam schloß von M. die Meldung; er war aschfahl geworden. Man rief nach Hilfe.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht öffnete der Tapfere die Augen. Er starrte ins Leere. Ein Seufzer — dann lag er todt auf dem Rasen.

Er hatte einen Schuß im Unterleib; zwei Rippen waren gebrochen.

In Verkleidung hatte er seinen Ritt zu Ende führen müssen, aber es war doch eine Heldenthat.

So stirbt ein braver Soldat.

Sonnenthal-Anekdoten.

Von dem verstorbenen Schauspieler Sonnenthal werden manch feine und auch lustige Charakterzüge erzählt. Sonnenthal war gar oft, bevor er eine neue Rolle spielte, zaghaft und zweifelte am Erfolg. Als er als Nero in Wilbrandts „Arria und Messalina" auftreten sollte, ward ihm auf den Proben ganz schwül zu Muthe, denn keiner von den Collegen gönnte ihm diese „Bombenrolle" und er sah sich „umringt von Neros", auf deren Gesichtern er die Zweifel an seiner Neroschaft zu lesen meinte. Er wurde schließlich so verzweifelt, daß er die Rolle zurückgeben wollte; nur der Zuspruch des alten Laroche, des Patriarchen des Burgtheaters, hielt ihn davon zurück und sicherte ihm so einen großen künstlerischen Erfolg, den er als Nero davontrug.

Sehr nervös konnte Sonnenthal werden, wenn nicht alle Einzelheiten der Inszenirung sich dem Spiel harmonisch einfügten. In Wilbrandt's „Vermählten" hatte Dingelstedt, der das Melodramatische liebte, bei einer romantisch zarten Liebesszene am Schluß des zweiten Aktes eine leise Musikbegleitung angeordnet, die die Stimmung erhöhen sollte. Der höchst empfindlichen Künstlerseele Sonnenthal's war das Orchester bald zu leise und bald zu laut, und so konnte denn der Wissende bei den Aufführungen dieses Stückes fast regelmäßig bemerken, wie der malerisch auf eine Bank hingestreckte Liebhaber in dem koketten Zusammenspiel in eine immer größere innere Empörung gerieth; kaum war der Vorhang gefallen, so sprang Sonnenthal in wilder Wuth über die zu laute Musik in die Höhe und die Stimme, die eben weich geflötet, stieß nun in einer furchtbar komischen Verwandlung Königs Learkröne aus: „Wo ist der Kapellmeister? Der Kapellmeister soll heraufkommen! Rufen Sie ihn her! Rufen Sie ihn her!"

Das Gewicht der Erde.

Kuriose Wagschalen, so wird mancher denken, müßten das sein, in denen man die Erde wiegen wollte. Nun, in eine Wagschale kann man natürlich die Erde nicht legen, aber wiegen kann man sie doch und hat es sogar schon ziemlich oft gethan. Die Differenzen zwischen den einzelnen Resultaten sind, weil man immer genauer verfuhr, zuletzt sehr gering geworden. Die Wägemethoden kommen durchweg auf dieselbe Art hinaus, nämlich auf einen Vergleich zwischen der Anziehungskraft, die ein Körper von bekanntem Gewicht ausübt, mit der Erde. Weiß man, wie groß die Anziehungskraft einer kleinen Kugel von bestimmtem Gewicht ist, so kann man daraus berechnen, wie groß das Gewicht des großen Erdballs sein muß, um die uns bekannte Anziehung auszuüben. Freilich ist das leichter gesagt als gethan. Einer der ersten, der sich die schwierige Aufgabe stellte, war der Engländer Baily. Nach mehreren tausend Versuchen fand er, daß die Erde 5,58 mal so schwer sei als eine gleich große Kugel von reinem Wasser. Danach hätte sie 6040 Millionen Tonnen à 20 Centner wiegen müssen. Auf dem Potsdamer Observatorium prüfte man die Rechnung nach und kam zu fast demselben Ergebniß. Danach würde die Erde rund 6050 Millionen wiegen, wozu freilich noch das Gewicht der Lufthülle mit 5500 Billionen Tonnen kommt. Die Meere allein wiegen etwa 1/4010 Millionen und merkwürdigerweise die Festländer ebensoviel. Das merkwürdigste an diesen Zahlen ist folgendes: Da die uns bekannten Stoffe auf der Erde durchschnittlich kaum 2½ bis 2¼mal schwerer als gleichgroße Wassermengen sind, so muß man annehmen, daß die Dichtigkeit des Stoffes nach dem Erdinnern hin beträchtlich zunimmt.

— Immer Geschäftsmann. Räuber: „Geld oder Leben!" — Kohn: „Warte Se einen Moment! Lassen Se mich das erst — kalkuliren!"

— Nobel. Schusterjunge: „Der Meister läßt um etwas Geld bitten; er ist in momentaner Verlegenheit." — Student: „In momentaner? Na, der giebt es aber auch schon nobel!"

— Kleine Schmerzen. — „Denk' Dir nur, gestern ist mir im Garten ein Frosch auf den Fuß gehüpft." — „Und mir auf dem letzten Balle der dicke Assessor."

— Ausrede. Schutzmann: „Wie kommen Sie denn zu diesem falschen Zweimarkstück?" — Gauner: „Ich hab' in der letzten Sylvesternacht nach altem Brauche Blei gegossen, und da ist halt zufällig ein Geldstück daraus geworden."

— Nach einem Beschluß des Großen Rathes wurde die Akademie in Neuenburg in der Schweiz in eine Universität umgewandelt. Die kleine Schweiz hat also jetzt sieben Universitäten.

Die Größe der Tausendfüße wechselt zwischen 1 und 1-500 Zoll.

Die Owensche Flaschenmaschine fertigt täglich 15,000 Flaschen an.